

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 12

Artikel: Ein unbekannter Held
Autor: Francé-Harrar, Annie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An ew'ger Hand —

Will ich mein Leben überdenken —
ein Schreiten war's an ew'ger Hand,
ein unaufhörlich still Versenken
in wundertiefes, fernes Land.

Nicht daß ich schritt durch Rosenhaine,
mein Weg war dornenvoll und hart,
doch sah die Blume ich am Raine,
manch süßes Wunder holder Art.

Vorbei an abgrundtiefen Schluchten
fühl' ich das sichere Geleit.
Wo meine Augen Wege suchten,
war längst mein schmaler Pfad bereit.

Und wollten auch die Wetter steigen,
die Brandung hoch und schaurig geh'n,
stets wird sich doch ein Sternlein zeigen,
ein Sonnenblick nach Sturmeswehn.

Anna Kling-Megert.

Ein unbekannter Held.

Von Annie Francé-Harrar.

Auf großen Passagierschiffen bekommt ihn das reisende Publikum meist nur zu Gesicht, wenn es ein Radiotelegramm aufzugeben hat. Zuweilen kann man auch seine Bekanntschaft machen, wenn es Ball an Bord gibt oder sonst eine Unterhaltung, die gerade in seine Freistunden fällt. Dann sieht man einen meist noch jugendlichen Herrn, in gepflegter Offiziersuniform, dessen freundliche Geduld einen scharfen Beobachter auf langwierigen und umständlichen Verkehr mit aufgeregten Leuten schließen läßt. Das stimmt. Denn außer dem Purser und dem ersten Offizier hat niemand so viel mit den Passagieren zu tun wie eben der Funke. Wozu erschwerend kommt, daß er beruflich nur selten Leute in ihrer Normalverfassung sieht, sondern zumeist nervös, gereizt, geängstigt, empört oder in tränenüberströmter Hilflosigkeit.

Tag und Nacht ist Dienst. In drei Schichten von je acht Stunden wechseln die Funke der großen Dampfer sich gegenseitig ab. Und wenn für gewöhnlich auch um Mitternacht niemand ein Telegramm morfen lassen wird, so gibt es doch auch da Ausnahmen. Immer wieder klopft ein mehr oder weniger zaghafter Finger an die Tür des Senderraumes, der zumeist hoch oben in der Nähe der Schiffsleitung gelegen ist. Da spielen sich dann kleine Komödien und Tragödien ab, bunt durcheinandergewürfelt. Das Baby ist von der Treppe gefallen, Frau X. hat gespielt, verloren und bittet um Geld, Herr Y. hat in einem Trübsinnsanfall zum Revolver gegriffen. Papiere sind gesunken, rasch, rasch verkaufen! Mia hat sich verlobt, und Maud verständig ihren Rechtsanwalt, er muß bei der Scheidung unbedingt tausend Dollar Jahresrente mehr für sie herauschlagen. Ankunft und Abfahrt werden drahtlos gemeldet, letzte Abschiedsworte, erste Grüße. Ganz harmlose Durchschnittsnachrichten: „Ich bin wohl, Seekrankheit vorüber, komme

morgen an!“ Oder „Heute den Äquator passiert. Nichts geschehen.“ Mat hat ja eigentlich keine Ahnung, was die verehrte Menschheit, soweit sie erster Klasse auf Luxus Schiffen fährt, zu funken für nötig erachtet.

Und ebenso kommen aus allen Himmelsrichtungen Telegramme an. 75 000 Worte bearbeiten mitunter die Bordfunke eines der Ozeanriesen auf einer Reise. Man lese die Zahl noch einmal und bedenke, welche Mühe, Aufmerksamkeit, wieviele Schicksale und Allzumenschlichkeiten darin stecken! Und das alles geht durch das Ohr und die Hand zweier oder dreier Menschen, die beim Aufnehmen noch dazu dem Einzelnen behilflich sein müssen. Da kommt die Señora aus Uruguay, die nichts außer spanisch versteht. Da hat der russische Geschäftsfabrikleiter wichtige geschäftliche Nachrichten zu geben — ist keiner der Herren des Russischen mächtig? Mr. und Miss Amerika kauen eine Sprache, die nur äußerstes Wohlwollen als Englisch bezeichnen kann, Balkanier mit mangelhaft rollendem Französisch, Italiener, Asiaten — und mit allen muß der Funke zurechtkommen. Es gibt Schiffe voll tschechischer Auswanderer, mehrere hundert, oft tausend Menschen, die nur einen einzigen Dolmetsch besitzen. Dann ist zu einer bestimmten Stunde unten im Zwischendeck täglich eine kleine Kammer, die nur zu diesem Zweck geöffnet wird, von Ungeduldigen umlagert, Frauen weinen, Männer fluchen und reden mit grollenden, unverständlichen Worten, man bittet, beschwört, kritzelt, zankt mit einem unendlichen Redestrom, zwei, drei, sechs, acht Menschen schreien zugleich auf den unglücklichen Funke ein, und der Dolmetsch ist kaum imstande, zu klären, zu beruhigen, zu übersetzen. Man mache einmal, nur ein einziges Mal einen solchen Dienst, bei dem man



Sylt. Kirche in Keitum.

doch ruhig, höflich, gelassen und flink sein muß, und man wird wissen, was man geleistet hat. —

Aber das alles wiegt nicht gegen das, was die Fahrt auf Frachtschiffen erfordert. Der Funker ist verpflichtet, acht Tagesstunden am Apparat zu sein. Von zwanzig zu zwanzig Minuten muß er in sein Journal einschreiben, welche und woher er Nachrichten empfangen oder gehört hat. Dieses Buch wird von der vorgesetzten Behörde kontrolliert, für die es eine Kleinigkeit ist, durch Vergleiche mit anderen Journalen zu erfahren, ob der Mann auch wirklich an der Taste war oder nicht. Und da sitzt nun so ein Funker tagaus, tagein an seinem Arbeitstisch. Draußen gehen in ewig gleicher Leere die Wellen hin, Böen, Regen, Kälte, Sonne wechseln, und jedes schleppt diese selbe Einsamkeit nach sich. Nichts ist zu hören als die Stimme des Kapitäns oder des wachhabenden Offiziers auf der Kommandobrücke, die Rufe der Matrosen, das Knarren der Ladebäume im Fahrwind, das Stampfen der Maschine. Bei schwerer See ist ihm die Arbeit fast unmöglich. Wie soll einer Morsezeichen geben, wenn die ganze Kabine ächzt und rollt, wenn der Stuhl, auf dem er sitzt, eigenwillige Gleitschritte nach allen Seiten unternimmt, wie

soll er hören, wenn das dröhnende Schlingern des Schiffes oder wenn das Heulen der Dampfpeife im Nebel alle Laute im Kopfhörer über-tönt!

Die Kraft des eigenen kleinen Senders, über den ein Frachtschiff verfügt, reicht etwa 500 bis 600, nachts und bei Regen 1000 Seemeilen weit. Das ist etwa eine Entfernung, größer als von Paris ins südliche Sizilien. Fast stets sind in diesem Umkreis andere Dampfer, mit denen das eigene Fahrzeug leicht Verbindung erhält. Wetterberichte werden auf diese Weise ausgetauscht oder doch kontrolliert. „Ozeanbriefe“ müssen übernommen werden. Dann und wann gibt es auch Nachrichten anderer Art. Da kommt ein Schiff, ein Frachter, irgendwo von einem afrikanischen Flußhafen herauf, ein Viertel der Besatzung ist schwer fieberkrank, aber kein Arzt an Bord. Oder man hat einen langen Balken, auch Reste eines Wracks treiben sehen, das muß weitergemeldet werden, denn solches Irrgut könnte die Schraube anderer Schiffe schwer beschädigen. Das Auftauchen von Eisbergen wird unverzüglich durchgesagt. Durch die Kopfhörer seines Funkers steht überhaupt jedes Schiff in einem geisterhaften Verkehr mit der Außenwelt.

Man kann Tage und Wochen fahren, ohne etwas anderes zu sehen als die unbewegte, unbelebte Linie des Horizontes, aber die leere Luft hört und flüstert Geheimnisse aus. Dazwischen tacken die Handelsfunken, die sich unermüdlich zurufen: „Haben Sie Trafik für mich?“ (das heißt einen geschäftlichen Auftrag.) Die Eisberichte, die von den nach Eisbergen an der amerikanischen Küste patrouillierenden Schiffen ausgegeben werden (täglich zu einer bestimmten Stunde bis 28. Juni, dann nur noch von Fall zu Fall) müssen erwischt werden. Die große deutsche Wetterdienststelle von Norddeich vernimmt man bis zu den Azoren mit jedem Vormittag sich pünktlich einstellenden, nach Grad und Längen berechneten zuverlässigen Vorhersagen. Von da lösen sich zwischen Europa und Amerika die Stationen von Washington und Pittsburg mit Wetternachrichten ab. Sie sind es, die zum Beispiel einen Tornado, der vom Ohio- und Mississippi zum Golf von Mexiko herunterrauscht — was der häufigste Weg dieser Stürme ist — genau kontrollieren und schon vier- undzwanzig Stunden, bevor er das Meer erreicht, alle Schiffe vor ihm warnen. Wenn es erst heißt: „Hurricane im Golf und in der Floridastraße!“ dann flüchten alle Dampfer weit ab. Die kleinen Fischkutter verschwinden in den Häfen, die großen Riesen ändern den Kurs und gehen, oft um mehrere Breitengrade, südwärts oder nordwärts. Dann wartet man auf der Kommandobrücke besorgt und beunruhigt auf die Sturmberichte, und der Funker selbst sitzt nervös unter seinen Kopfhörern, lauert gespannt, gönnt sich keine Zeit zum Essen und Schlafen, horcht, horcht, bis endlich der Weg des Orkans genau vorliegt und man sicher ist, daß man nicht in ihn hineingerät.

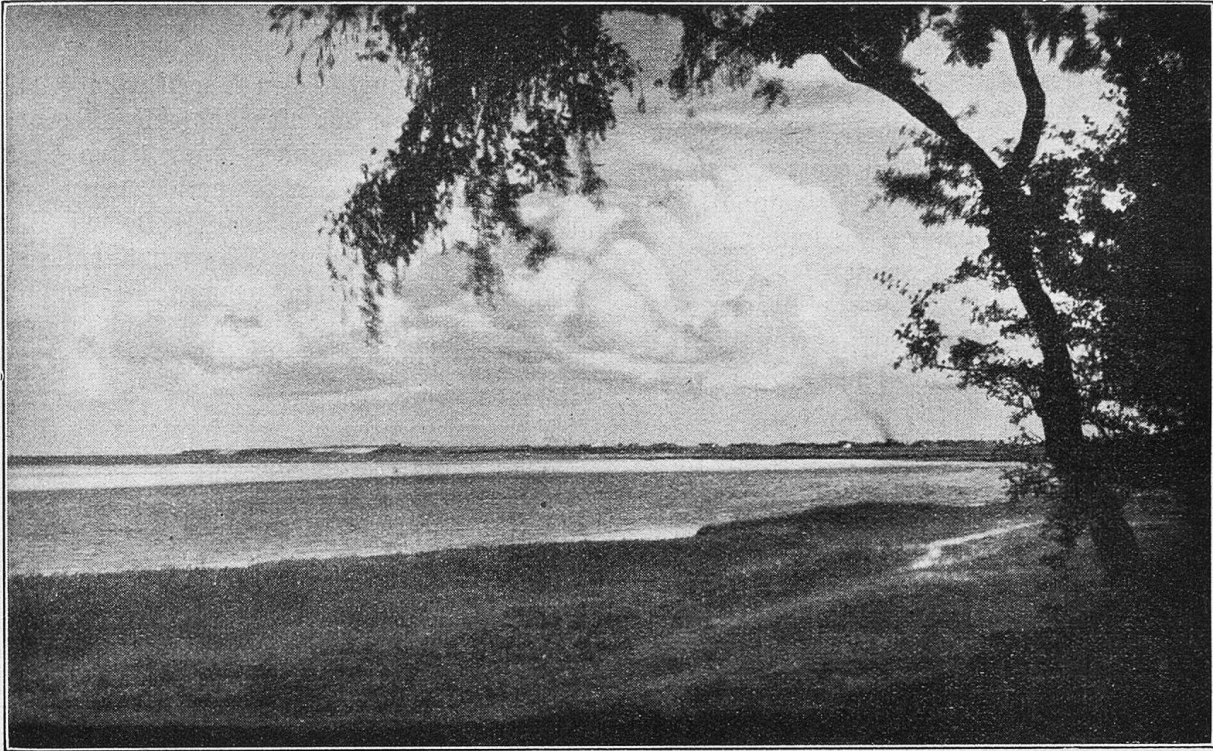
Aber selbst das Horchen ist nicht immer eine so einfache und angenehme Sache. Bei aufziehenden Gewittern oder in den warmen Zonen überhaupt, knackt und kracht es unaufhörlich. Die Spannung der Luftpolarität steigt so stark an, daß die Atmosphäre voll von kleinen, dem Auge unsichtbaren Entladungen ist. Das alles schreit dem Funker in die Ohren, spitz, scharf gellend, so daß ihn das Trommelfell zuletzt schmerzt wie von einer tätlichen Mißhandlung. Könnte er nur, er würde die Hörer weit von sich werfen, — aber wer erlaubt es ihm! Sein Dienst zwingt ihn, zu horchen, zu antworten, wieder zu horchen; denn was kann alles in der nächsten Minute klingend aus dem Unsichtbaren auf ihn zustürzen!

Das Einfachste: es fällt plötzlich Nebel ein und

eine der zahllosen und unermüdlich sich verändernden Meeresströmungen treibt das Schiff vom Kurs ab. Da man oft dreißig Stunden und länger nichts von der Sonne sieht, weiß der Kapitän beim besten Willen nicht mehr, wo er sich denn eigentlich befindet. Es braucht nicht einmal ein so gefährliches Fahrwasser wie der Armeekanal zu sein — wenn ein Schiff nicht seinen Kurs halten kann, ist leicht ein Unglück geschehen. Da wird dann der Funke rücksichtslos aus dem Bett geholt, mag die Nachtstunde noch so spät sein, und er muß nun entweder durch eine Küstenstation oder mit Hilfe anderer Schiffe festzustellen trachten, wo der augenblickliche Standort des Schiffes liegt. Peilen nennt man das, und es ist eine heute ganz selbstverständliche Sache. So selbstverständlich, daß kaum mehr jemand darüber nachdenkt, was eine Radiostation in Wahrheit bedeutet, und daß der Funke so eine Art Schutzengel-funktion ausübt.

Ja, und dann gibt es schließlich auch wirkliche Katastrophen, einen Bruch in der Maschine, ein Leck, eine Strandung. Schwimmt das Schiff noch und es ist nur manövrierunfähig, dann muß der Funke Hilfe herbeirufen. Nicht SOS heißt es dann, sondern „Distress! Distress!“ Wenn ein Distressruf hörbar wird, dann schweigen alle anderen Schiffsfunker rundum. So lange dauert die Funkstille, bis es sicher ist, daß der am nächsten befindliche Dampfer (am liebsten von der gleichen Nationalität, obgleich in einem Unglück auf See ein jeder dem andern hilft) sich mit dem Bedrohten verständigt hat, hinsfährt, ihn abschleppt oder sonstwie sich seiner annimmt, bis er in Sicherheit ist.

Alle diese ständige Verhütung von Verlusten an Leben und Material liegt in der Hand des Funkers. Aber nicht als etwas Außerordentliches, sondern als ein Teil seiner Berufspflicht. Tropensonne umglüht ihn, er friert im Eismeer. Gar nicht selten wird er als Müßiggänger auf dem eigenen Schiff angesehen. Hier und da zwischen das Geklopfe seiner Morsezeichen klingt von fernher Musik einer fremden Radiostation und erinnert ihn daran, daß es auch noch ein anderes Leben gibt als das seine, ein Leben, das unendlich abwechslungsreicher, angenehmer, lebenswerter ist, in dem er ganz anders jung sein könnte, als hier in seiner einsamen Kammer, allein auf die Wellen des Äthers zu farger Unterhaltung angewiesen. Nicht einmal seine kurzen Urlaubstage sind ihm sicher. Denn oft genug wird er bei Ankunft im Heimathafen schnell auf ein anderes



Reitum auf Sylt. Blick gegen Morsumkliff.

Schiff geholt, das keinen Junker bekommen kann und ausfahren muß. Dann schwimmt er binnen vierundzwanzig Stunden wieder auf irgendeinem Weltmeer, konnte niemanden, der ihm lieb ist, sehen, und die Vorstellung, daß es feste Häuser, grüne Bäume, Blumen und Frauen gibt, wird

ihm bald ebenso unwirklich wie die Töne in seinen Kopfhörern.

Ja, er ist ein Held, aber namenlos, unbekannt, nur ein beliebiger Nebenmensch mehr für den, der nichts von dem einformig aufregenden Dienst an der Tafel weiß.

Seltsame Tierfreundschaften.

Neue Forschungsergebnisse über die „Zusammenarbeit“ von Tieren. — Freundschaft mit Bakterien.

Die Natur hat es so eingerichtet, daß die Mehrzahl der Tiere nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist. Das „andere“ Tier ist entweder der drohende Feind oder die Beute, die zu erjagen ist, in anderen Fällen wieder der lästige Konkurrent, der ihm die Nahrung schmälert, oder ein ganz gleichgültiges, nicht weiter beachtetes Wesen. Vereinzelt nur, aber dafür oft sehr seltsamer Art, sind die Ausnahmen von dieser Regel: es kommt manchmal vor, daß Tiere von gänzlich verschiedenem Wesen sich zwecks gegenseitiger Unterstützung zusammentun. Über diese außerordentlich interessante Frage sind in letzter Zeit wichtige neue Erkenntnisse gewonnen worden; der nachstehende Artikel berichtet darüber.

Die gastliche Seerose.

In tropischen Meeren lebt ein kleines Fischchen, das sich einen recht eigenartigen Platz als Wohnung gewählt hat: man findet das Tier nämlich stets nur zwischen den ausgestreckten, stark nesselnden Fangarmen einer Seerose, die

ja bekanntlich Fleischfresserin ist und ihrem Namen daher wenig Ehre macht. Dennoch ist auf oder neben dem Munde der „Quartierwirtin“ einer der Lieblingsplätze des Fischchens; es weiß, daß ihm die Seerose nichts tut, im Gegenteil, es fühlt sich hier geborgen. Verläßt das Tier einmal den schützenden Platz, so fällt es, wie sich durch verschiedene Beobachtungen der letzten Zeit nachweisen ließ, meist sehr rasch seinen zahlreichen Feinden zum Opfer. Andererseits zeigte sich der Fisch auch für den gewährten Schutz erkenntlich; im Aquarium konnte man feststellen, wie er herabschwebende Fleischstückchen auffing und der Seerose nicht nur zutrug, sondern sie geradezu damit fütterte! Er preßte ihr die Nahrung gegen den Mund, wobei er sich selbst allerdings noch kleine Stückchen abzupfte, der Beschützerin aber den Löwenanteil überließ. Die „Freundschaft“ ist eine so innige, daß es der Fisch ver-